



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die deutsche Druckschrift.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

der Richter oder eines Theils derselben. — Haben wir einmal diese neue Doppel-Instruction, Seegerichte und Seemannsordnung, so mögen wir immerhin hoffen, die neuerdings so häufig gewordenen Zusammenstöße von Dampf- und Segelschiffen und vielleicht auch die Strandungen von Passagierdampfern etwas seltener werden zu sehen. Der Capitän wird sich dann nicht ausschließlich mehr zur äußersten Eile, zur Ausbietung der vollen Dampfkraft auch im Nebel angetrieben fühlen wie jetzt, wo seines Rheders Interesse nur darauf gerichtet ist, daß das Schiff den Ruf der Schnelligkeit erlange und bewahre; er wird von gefährlichen Wagnissen zurückgehalten sein durch das Bewußtsein, daß ein Gesetz und ein Richter über ihm stehen, deren Controle ihn nöthigenfalls gegen Vorwürfe des Rheders über geschäftsstörende Langsamkeit in Schutz nimmt.

In gleicher Richtung liegt, was der Deutsche Nautische Verein sammt seinen Zweigvereinen bisher für Reform des Leucht- und Lootsenwesens an unseren Küsten gethan hat. Es dient ebenfalls der Sicherheit der Schifffahrt. Er wird aber wohl darauf zurückkommen müssen, denn die Initiative der Bundesgewalt, deren es zur Vervollständigung des vorhandenen Kranzes von Leuchttürmen und Feuerschiffen ebenso wie zur Ausbildung des Tonnen- und Bakenwesens und zur Regelung des Lootsenwesens bedarf, läßt ungeachtet eines auf Grumbrecht's Antrag gefaßten förderlichen Reichstagsbeschlusses befremdend lange auf sich warten.

Ohne die Wachsamkeit und beständig anregende, aufhellende Thätigkeit eigener Vereine, das steht man wohl aus dieser flüchtigen Skizze, würden die nothwendigen See-Einrichtungen selbst in dem verzüngten Leben Norddeutschlands nur sehr zögernd von Statten gehen. Die Nautischen Vereine füllen darum in unserer nationalen Organisation eine wahre Lücke aus, und von einem ganz allgemeinen Gesichtspunkte aus muß man wünschen, daß ihre Fortentwicklung dem frischen, kräftigen Anfang entsprechen möge.

Die deutsche Druckschrift.

Zum Verständniß der Bemerkungen, welche im Folgenden über unsere Druckschrift gemacht werden sollen, wird zunächst an Bekanntes, an Ursprung und Ausbildung der deutschen Lettern erinnert.

Unsere deutsche Schrift, wegen ihrer gebrochenen Ecken Fracturschrift genannt, ist die Druckschrift aller politischen und populären Zeitschriften, und fast aller in deutscher Sprache geschriebenen Bücher, mit theilweiser Ausnahme jener,

welche für Gelehrte bestimmt sind. Sie hat sich durch allmähliche Verbesserung und Verschönerung direct aus der Schrift des fünfzehnten Jahrhunderts herausgebildet, und ruht mit dieser auf der Schrift, welche bereits in den ältesten Handschriften, die Deutschland aufzuweisen hat, vorkommt, auf der von den Mönchen im achten und neunten Jahrhundert für Aufzeichnungen auch in deutscher Sprache angewendeten lateinischen Schrift. Diese Mönchsschrift wurde, nachdem sie im zehnten Jahrhundert einen schönen, accuraten, weniger runden, unserer jetzigen lateinischen Schrift sehr ähnlichen Charakter angenommen hatte, im elften Jahrhundert etwas höher, fast langbeinig und verdichtete sich nach unten, noch mehr im zwölften Jahrhundert, in dem die Schrift abermals länger und allmählig die Enden der Buchstaben mit einem sehr scharfen abschneidenden, feinen Querstrich versehen wurden. Die großen Buchstaben bekommen gleichzeitig oft wunderliche Beugungen der Schenkel, die Nebenzüge der alten Schrift wurden oft zu Hauptzügen gemacht und die ganzen Buchstaben verschnörfelt. Die kleine Schrift wird wankender, unsymmetrisch, und endlich im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert, in welchem sich die Abkürzungen häufen, sowohl oben als unten an den Spitzen gebogen. So wurde die deutsche Bücherschrift nach langer Geschichte in den Buchstaben fixirt.

Die Erfinder der Buchdruckerkunst, des großartigsten Fundes unter allen seit Erfindung der Buchstabenschrift, hatten die Absicht, Handschriften auf eine schnellere Weise, als bisher, herzustellen, um sich dadurch eine ergiebige Einnahmequelle zu eröffnen. Weil es sich zunächst um einen Ersatz der Schreibkunst und eine Production von Büchern handelte, welche den Handschriften völlig gleichen sollten, hielten sich die ersten Drucker so viel als möglich an die Schreibweise der gleichzeitigen Handschriftenverfertiger. Der Druck enthielt gleich den Handschriften keinen Titel, keine Seitenzahl u. s. w., die Anfangsbuchstaben wurden in Gold oder Farben eingemalt, die Buchstaben endlich den in der gleichzeitigen Schrift üblichen möglichst genau nachgebildet, sogar eine Verschiedenheit der einzelnen Exemplare durch Abänderung in der Zeilenzahl, in auffallenden Abkürzungen, vornehmlich am ersten und letzten Blatte erstrebt. Die Typen des ersten größeren Werkes der sogenannten 42zeiligen Bibel von Gutenberg und Fust waren der Schrift nachgeschritten, welche damals in Bibeln u. angewendet wurde. Gleich dieser waren sie länglich, viereckig, dick, ungleich; die Wörter voller Abkürzungen, und die Anfangsbuchstaben durchaus in keinem richtigen Verhältniß zu der übrigen Schrift. Nur kurze Zeit begnügte man sich mit dieser überkommenen Form der Buchstaben; die Kunst, welche schneller als irgend eine ihrer Vollendung entgegenreifte, ersann bald nicht nur technische Verbesserung, sondern auch Verschönerung der Schrift, die schon wenige Jahre nach den

ersten Versuchen, namentlich durch das Talent des erfahrenen Schönschreibers, Illuminirers und Rubricators Schöffer in solchem Grade erzielt wurde, daß eines seiner Werke, das Psalterium vom Jahre 1457, noch jetzt, auch was Schönheit der Typen anbelangt, unsere Bewunderung erregt. Er gestaltete die Typen leichter und gefälliger, und verlieh ihnen neben Einfachheit das rechte Ebenmaß, worauf unabhängig von ihm auch der große Bamberger Drucker Pfister hinarbeitete.

Durch das ganze fünfzehnte Jahrhundert bis ins sechszehnte herein blieben Schöffer's Typen in ihren verschiedenen Größenabstufungen maßgebend, bis endlich nach resultatlosen Versuchen Anderer Albrecht Dürer neue Typen erfand und eine feste Regel für ihren Bau aufstellte. Er gab in seinem oft gedruckten, berühmten Werke: „Unterweisung der Messung mit Zirkel und Richtscheit in Linien, Ebenen und ganzen Körpern“ (1525) für die einzelnen Buchstaben die Proportionen an, und stellte dadurch eine Norm auf, welche dem Wesen nach bis auf die Gegenwart in unserer Fracturschrift lebt. Denn so sehr auch in späterer Zeit bis herab auf unsere Tage die Typen in ihren Größenabstufungen verändert worden sind, sie haben sich selbst in der Gegenwart noch nicht weit von den Verhältnissen, welche Dürer aufstellt, entfernt, und sind der Zeichnung, welche der berühmte Nürnberger Schönschreiber Neudörffer, der Ältere, nach den Angaben Dürer's geliefert hat, noch nicht so unähnlich geworden, daß eine principielle Umgestaltung der Schrift angenommen werden könnte.

Diese deutschen Buchstaben gingen sehr bald in die benachbarten Länder über.

Allerdings bildeten die ersten Drucker, welche nach Frankreich kamen, z. B. der Schweizer Ulrich Gering, gleich anderen späteren in richtigem Verständniß ihrer Aufgabe, ihre Typen nach der damals in französischen Handschriften üblichen Schrift (rondes), welche den alten römischen Schrifttypus getreuer bewahrt zeigte, die großen Buchstaben nicht verschönerte, die kleinen aber an den Spitzen entweder gar nicht, oder nur unmerklich gebogen hatte, und die Buchstaben überhaupt mehr rund oder geradlinig als eckig und gebogen zeichnete. Bald gewannen aber durch einige der bedeutendsten Drucker die inzwischen in Deutschland verbesserten Typen, welche man kurzweg *Allemand* oder ihrer eckigen Form wegen auch *Lettres de forme* nannte, das Uebergewicht, das sie erst im siebzehnten Jahrhundert, nachdem sie eine Zeitlang fast ausschließlich geherrscht hatten, verloren. Schon Michel Vascosan (1530—1576) druckte z. B. nur mit gothischer Schrift. Diese fand auch in Italien rasche Verbreitung. Denn obwohl auch hier die ersten Drucker, die Deutschen von Mainz ausgewanderten Werkleute Faust's und Schöffer's Conrad Swegeheim und Arnold Pannartz ihre ersten Typen ebenso vollständig als meisterhaft dem in gleichzeiti-

gen italienischen Handschriften üblichen, rein römischen Schriftductus, der damals den deutschen Officinen ganz fremd war, nachbildeten, so kam doch auch hier die deutsche Druckerschrift bei den berühmtesten Druckern in Gebrauch, ja sie wurde selbst dann noch angewendet, als die römische Schrift bereits durch *Wendelin von Speier* bedeutende Verbesserungen erfahren hatte, und der *Venetianer Nicolaus Jenson* (1470—1482) wahrscheinlich nach Handschriften aus der berühmten Florentinischen Schreiberschule, die ihm der Zufall in die Hände gespielt hatte, seine herrlichen geradesten Typen gegossen hatte, welche anfänglich die venetianischen, dann die römischen oder Antiqua (in Frankreich *Romain*, auch *droit*, in England *Romain*, in Italien *Antico*) genannt wurden. Es scheint aber, daß man die geschnörkelten gothischen Lettern Deutschlands für kirchlicher hielt. Nur allmählig wurde die Anwendung der gothischen Schrift seltener, wozu der Umstand beitrug, daß der *Venetianer Aldus Manutius* ums Jahr 1502 auch zur Anführung von Citaten zc., wozu man sich zur Unterscheidung von der Textschrift noch lange der gothischen Schrift bediente, eine selbständige, im Typus des römischen Ductus geformte Schrift, nämlich die nach der römischen Ganzleischrift geschnittene schiefe sogenannte römische Cursivschrift (in Frankreich *italic* oder *penche*) erfand, die gleich der Antiqua später mannigfache Ausbildung und Verschönerung erlangte, und seitdem mit ihr in Italien und Frankreich herrschend geblieben ist.

In England war gleich anfangs die in deutschen Drucken vorkommende Type (dort *english black*, auch *black-letters* genannt — schwarze Schrift, weil sie ihrer starken Striche wegen gegen die lateinische Schrift schwarz erscheint) angewendet worden; es erklärt sich diese Erscheinung dadurch, daß der erste Drucker Englands, *William Caxton* (1474—1491), seinen ganzen Druckapparat aus Deutschland, wahrscheinlich aus Köln, wo er das Drucken erlernt hatte, mitnahm. Ebenso war es bei den Druckern, welche nach *Dänemark*, *Schweden*, *Böhmen*, *Polen* zc. kamen; auch dort erscheint schon in den ersten Druckwerken eine Unterart der gothischen Schrift. Noch *Caxton* selbst aber nahm auf die in gleichzeitigen englischen Handschriften vorkommende Buchstabenform Rücksicht, und seine Schüler und Nachfolger führten endlich eine nach dem Muster der italienischen Antiqua und später (1531) auch Cursiv geschnittene Schrift ein, welche vielfach verbessert und theilweise selbständig gestaltet, noch heute gilt.

Auch die *Dänen* haben später die runden Schriftarten angenommen, ja man setzte sich dort frühzeitig mit berühmten Druckern des Auslandes in Verbindung, um durch sie schöne römische Typen zu erlangen, und nahm an allen Verbesserungen, welche Antiqua und Cursiv erfahren, regen Antheil. Zum Druck dänischer Werke wurde aber die runde Schrift erst am Ende

des vorigen Jahrhunderts versuchsweise eingeführt. Im Allgemeinen gilt in Dänemark noch heute die deutsche Fraktur, und zwar in der Form, welche als Schwabacher Schrift bezeichnet wird, als Nationalschrift. Dies ist auch in Schweden der Fall, obwohl nicht verkannt werden darf, daß hier in den letzten Decennien die runde Schrift, besonders bei wissenschaftlichen Werken, immer mehr an Ausdehnung gewann. Am längsten hat sich in außerdeutschen Ländern die deutsche Druckschrift in Böhmen und Polen erhalten, denn erst seit etlichen zwanzig Jahren begann hier die Schwabacherschrift der Antiqua zu weichen, ja in Schriften für das Volk ist sie, abgesehen von Zeitungen, noch heute gebraucht, und es scheint, daß es auch den angestregten Versuchen, welche aus Nationalitätseifer gemacht worden sind, nicht sofort gelingen dürfte, die beim Volk tief gewurzelte Schwabacherschrift zu verdrängen.

In Deutschland wird die Schwabacherschrift heut zu Tage nur selten, höchstens auf Titeln und zu Citaten angewendet. Noch im sechszehnten Jahrhundert aber ward sie zum Druck ganzer Bücher, und zwar sowohl deutscher als lateinischer gebraucht. Sie ist dicker als die Fraktur und mehr abgerundet und läßt sich auf zum schnelleren Schreiben eingerichtete Schreibweise zurückführen, welche bei Erfindung der Buchdruckerkunst neben dem in den eigentlichen Handschriften vorkommenden Ductus im gewöhnlichen Leben angewendet wurde. Schon Gutenberg hat seine Typen theilweise nach dem Muster dieser Schrift geschnitten, mehr noch Schöffer, der eigentliche Begründer des Schwabacher Typus, der bald darauf namentlich durch die Augsburger Drucker Bämmler und Sorg Verbesserungen erfuhr, und von einem späteren Verschönerer seinen Namen erhielt.

Nur durch Schüler, Freunde und Gehilfen der Erfinder sind, zugleich mit der deutschen Erfindung, die Typen, welche aus der in gleichzeitigen deutschen Handschriften geltenden Schrift entwickelt waren, ins Ausland gekommen, und es muß daher auffallen, wie man, diese Thatsache vollständig außer Acht lassend, die in den ersten deutschen Drucken vorkommenden Typen für ein Gemeingut aller Völker im fünfzehnten Jahrhundert erklärte, und wie selbst Jacob Grimm im ersten Bande seiner deutschen Grammatik behaupten konnte, „daß diese scharfeckige Buchstabenform ebenso in allen lateinischen, französischen, italienischen, slavischen Handschriften und Drucken herrsche, daß man diese Schrift mit gleichem Fug z. B. die böhmische heißen könnte, und daß es ohne vernünftigen Grund geschieht, wenn man diese verdorbene Schrift, wie sie sich zur Zeit der erfundenen Druckerei gerade gebildet hatte, eine gothische oder deutsche nenne.“ — Denn obgleich diese Schrift und der auf derselben ruhende Druck keine Originalerfindung der deutschen Stämme ist, und obgleich sie auch auf der lateinischen Schrift basiert, so ist sie doch eine

selbständige und nationale Modification der lateinischen Schrift und verdient schon deshalb den Namen einer deutschen ebenso gut als viele andere Erfindungen der deutschen Wissenschaft und Kunst. Oder dürfen wir etwa die eigenthümliche Ausbildung der Gothik in Deutschland auch nicht mehr deutschen Baustil nennen? Die Vorwürfe, welche man der deutschen Druckschrift macht, sind zum Theil ungerecht. Es ist wahr, sie bietet für die eigenthümlichen deutschen Laute keine besonderen Zeichen, denn ß und w verrathen noch immer ihren Ursprung aus römischen Doppelbuchstaben, und ch, sch, z, die wenigstens zum Theil alte einfache Laute unserer Sprache bezeichnen, sind ganz in lateinischer Weise aus zwei, drei Consonanten zusammengesetzt. Indes sind diese zusammengesetzten Buchstaben in unserer deutschen Fracturschrift dem Auge doch noch wohlgefälliger als in der runden lateinischen Schrift, in welcher Wörter wie: dasz, räuschchen ganz unerträglich aussehen. Wenn ferner Grimm meint, „schon das mache die deutsche Schrift verwerflich, daß sie nicht alle Lautunterschiede darzustellen vermöge, daß ihr z. B. in der Majuskel I und J zusammenfalle, daß ihr in der Minuskel æ, œ, ö mangle, daß sie vollends keine Accente, keine Circumflexe gewähre“ — so scheint er in seinem Eifer, Mängel unserer Schrift aufzudecken, ganz außer Acht gelassen zu haben, daß wir die letzteren Unterschiede ja auch dann nicht bezeichnen, wenn wir uns für moderne Sprache der lateinischen Schrift bedienen. Oder schreibt nicht etwa Grimm selbst auch in der lateinischen Schrift länder, mächte, läge, wäre, wie wir in der Fracturschrift nur Länder, Mächte, läge, wäre kennen? Wo hat er jemals in seinem Deutsch zwischen Länder, mächte und läge, wäre unterschieden oder börg, hülle, schwöster u. s. w. gedruckt? Wo finden sich bei ihm Accente? Wie kann man also unsere jetzige Druckschrift für verwerflich halten, weil sie das nicht auszudrücken gewohnt ist, wozu in moderner Sprache überhaupt kein Bedürfniß vorhanden ist?

Braucht die Schrift Zeichen für Unterschiede, die einer früheren Sprachperiode, z. B. dem Mittelhochdeutschen, angehören, so wird man sich mit Fug an die lateinische Schrift halten und diese nach den Bedürfnissen der fremden Sprache mit neuen Zeichen und Buchstaben versehen, z. B. für dh, th, sz. Für solche scharfe und genaue Bezeichnung der Laute in einer todten oder aus fremdartiger Schrift transponirten Sprache ist die lateinische Schrift, trotz ihrer Buchstabenarmuth, in der ganzen civilisirten Welt gebräuchlich worden, sie wird auch bei altdutschen Sprachdenkmälern recht passend das Auge und den Sinn zwingen, die Laute und den Inhalt der Worte schärfer in ihrer Besonderheit zu fassen.

Aber die deutsche Fracturschrift soll nach Grimm nicht nur aus den angeführten Gründen verwerflich, sondern auch „unförmlich und das Auge be-

leidigend sein“, zu welchen Belege die „Ungeheuer B P G J einem B P G J gegenübergestellt werden, mit der Bemerkung, daß hier überall die einfachen Striche verschnörfelt, verknozt erscheinen.“ — Ob die einfache, einförmig harte Verbindung von Kreissegmenten und geraden Strichen in der lateinischen Schrift oder die geschnörfelte Brechung der Curven und geraden Linien in der deutschen dem modernen Auge wohlgefälliger erscheinen müsse, soll hier nicht ausgemacht werden. Das Schönheitsbedürfnis in Formen, welche an sich gar nicht in den Bereich schöner Kunst fallen, wird zu sehr bestimmt durch Gewohnheit, Laune und Mode, am verständigsten noch durch die Rücksicht auf Zweckmäßigkeit. Das Schönheitsgefühl, welches sich der moderne Mensch durch seine Kunstanschauungen erworben, macht sich in diesen kleinen, an sich unkünstlerischen Formen und Gegenständen zu unserer Zeit sehr unsicher geltend. Dagegen ist sicher, daß die alten Handschriftenschreiber in Deutschland nicht nur durch die Beschaffenheit ihres Rohrs und ihrer Tinte zu den Ecken und dem gebrochenen Schwunge der römischen Buchstaben kamen, sondern daß sie in dem behaglichen Genuß ihres Schreibens auch ein gewisses gemüthliches Bedürfnis fühlten, die kalte Einförmigkeit der lateinischen Schriftzüge zu verschönern, indem sie Knöpfe und scharfe Kanten daran bildeten, dem Geraden einen kleinen Schwung gaben, dem Bogen einen Haken und eine Brechung zufügten. Und eben so sicher ist, daß Albrecht Dürer bei seiner Aufstellung der Buchstabenproportionen und bei den Nuancen, die er in den deutschen Ductus brachte, durch sein künstlerisches Stilgefühl Urtheil und Sicherheit für seine Aenderungen erhielt. Freilich hat im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts, in welchem leider überhaupt Geschmacklosigkeit in das deutsche Leben und die deutsche Kunst einkehrte, auch die deutsche Fracturschrift Vieles von ihrer ursprünglichen Schönheit verloren; dieser Zustand hat indeß nicht lange gedauert, und als sich der Kunstgeschmack wieder hob, hat auch unsere Schrift sich gebessert, obwohl nicht geleugnet werden soll, daß in der modernen Gliederung unserer Buchstaben der kräftige und sichere Schwung der Typen Schöffers und Dürers nicht wiedergefunden ist und daß an Stelle der verhältnißmäßig sicheren Stilempfindung, welche jenen Alten die Gothik gab, bei denen, welche unsere Lettern schneiden, Unsicherheit und Willkür nicht zu verkennen ist.

Der Vorwurf aber ist völlig unwahr, daß die lateinische Druckschrift sich leichter liest als die länger gezogene deutsche; denn die runde lateinische Form greift die Augen weit mehr an als die auf gleichem Regel geschnittene deutsche, an deren Ecken und vielfach gegliederten vom Fetten ins Magere streichenden Linien das Auge schneller das Charakteristische der Buchstaben faßt. Darüber kann freilich nur urtheilen, wer gewöhnt ist, Fractur und Antiqua in Büchern ähnlichen Inhalts gleich oft und gleich lange zu lesen.

Daß der runde, breite und fettstrichige Schnitt der lateinischen Lettern für die zahlreichen ziemlich harten Consonantenverbindungen der deutschen Sprache weniger paßt als deutsche Schrift, ist unleugbar, denn die vollen, festgeschlossenen lateinischen Buchstaben setzen sich im Druck sehr von einander ab, — was beim Federzuge der Handschriften allerdings die Deutlichkeit vermehrt — die schmäleren und längeren deutschen Lettern weisen mit ihren Spitzen und Ecken das Auge unablässig vorwärts.

Endlich wird ein Tadel gegen die deutsche Fracturschrift auch daraus abgeleitet, „daß sie alle Drucker zwingt, sich mit dem zweifachen Vorrath lateinischer und deutscher Typen auszurüsten, während in Italien, Frankreich etc. Latein und Vulgär mit denselben Lettern gesetzt wird.“ — Wie aber darf man den Besitz eines selbständigen Schrifttypus nach dem so ganz und gar äußeren Umstand messen, daß die Druckereien, — welche, nebenbei bemerkt, heut zu Tage selbst mit Zierschriften aller Art überladen sind, — einen größeren Schriftvorrath nöthig haben? Während Franzosen und Engländer in Erfindung neuer Schriftarten unerschöpflich sind, während die Franzosen in neuester Zeit wieder nach dem Muster der einstmal aus Deutschland eingedrungene Typen sogenannte Renaissancetypen gießen, sollen wir — um die Druckereien nicht zu belästigen, unsere mit der Sprache ziemlich fest zusammenhängende Schrift aufgeben? Das ist ein Tadel, dem sich nur der vergleicht, „daß die deutsche Schrift nöthige, in der Schule die Zahl der Alphabete zu verdoppeln. Jedes Kind müsse für ein Zeichen acht lernen, wo die Hälfte ausreichte.“ — Zunächst sind die Formen so verwandt, daß eine zur anderen überführt. Und uns scheint, daß auch das Auseinanderfallen der zahlreichen verwandten Anschauungen und die Aufmerksamkeit auf die kleinen Verschiedenheiten unseren Schülern nicht unnütz ist.

Eine ganz andere Frage ist, ob wir zweckmäßig handeln, wenn wir unsere nationale Druckschrift, die einen verhältnißmäßig kleinen Verbreitungsbezirk auf der Erde hat, in einer Zeit beibehalten wollen, wo man jede Erleichterung des internationalen Verkehrs begünstigt, und in Münze, Maß, Gewicht die altheimische Ueberlieferung aufgegeben hat. In Wahrheit hat die Frage, ob Fraktur, ob Antiqua für uns einige Ähnlichkeit mit der Frage, ob Silber, ob Goldwährung. Es ist kein Zweifel, daß unsere Druckschrift die Verbreitung deutscher Bücher nicht begünstigt, und wir haben uns von Jacob Grimm sagen lassen, daß sie allen Fremden widerlich ist. Es ist kein Zweifel, daß dem gebildeten Engländer und Franzosen, selbst wenn seine Sprachkenntniß ihn befähigt ein deutsches Buch zu lesen, die deutsche Druckschrift fast immer so ungemüthlich bleibt, wie dem großen deutschen Lesepublicum die lateinische, z. B. in der Zwickauer Uebersetzung von Walter Scott, welche zu ihrer Zeit allen Leihbibliothekaren verhaßt war. Man wird

gut thun, diese Frage recht nüchtern zu beantworten. Ist ein Buch auf einen verhältnißmäßig kleinen Kreis von Lesern angelegt, welche verschiedenen Nationalitäten angehören, z. B. wissenschaftliche Untersuchungen, so wird die Benutzung lateinischer Lettern dem Autor und Verleger als vortheilhaft erscheinen, bei allen Werken, welche vorzugsweise für die Deutschen geschrieben sind, vollends bei denen, welche ihre Leser auch in den kleinen Kreisen des Volkes zu suchen haben, wäre ein Aufgeben der deutschen Druckschrift nicht nur eine Thorheit, auch ein Unrecht.

Es ist aber auch gar kein Grund, principiell, durch Mahnung und Einwirkung auf Schule und Volk unsere Schrift zu beschränken. Im Gegentheil, wir wollen diese Eigenthümlichkeit germanischen Lebens nicht über ihren Werth schätzen, aber wir wollen sie als ein kleines vertrautes Erbstück von unsern Ahnen her auch nicht wegwerfen, um den Fremden zu gefallen. Zuerst kommen unsere Landsleute, dann erst die Fremden. Wenn der Fremde unsere Geschichtsbücher, Erzählungen, Gedichte deshalb mit geringerem Behagen liest, weil er an den Buchstaben stößt, so ist das seine Sache. Uns soll mehr daran gelegen sein, daß unsere Nächsten, d. h. unsere Landsleute, die Lectüre behaglich finden. Und unsere Schriftsteller haben sich nur Mühe zu geben, recht Vortreffliches zu schreiben, um die Fremden zur Bekanntschaft mit den deutschen Buchstaben zu zwingen.

Auch die lateinische Schrift, die Antiqua, hat in Deutschland eine geschichtliche Entwicklung.

Im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts wurden deutsche und lateinische Werke mit derselben Schrift geschrieben und nach Erfindung der Buchdruckerkunst auch mit derselben Schrift gedruckt. Der Bamberger Drucker Pfister druckte z. B. seine lateinische 36zeilige Bibel (1456—1460) genau mit denselben Typen, mit denen er Boners Fabelbuch (1462) und die Vier Historien (1462) herstellte. Bald fing man indeß an, die runde Schrift wieder in Schrift und Druck anzuwenden, wofür damals die Veranlassung nahe lag. Rudolph Lange (1439—1519), Rudolph Agricola (1443—1485), Alexander Regius und andere waren in Italien gewesen, hatten dort italienische Schreibweise kennen gelernt, und brachten den Eifer für die Studien des classischen Alterthums in ihre Heimat. Bald wurden Schulen nach dem Muster der italienischen Lehranstalten eingerichtet und überhaupt eine Thätigkeit entfaltet, welche nur in dem Studium der Naturwissenschaften ihres Gleichen hatte. Alles sehnte sich, möglichst viele Autoren des Alterthums so rasch als thunlich kennen zu lernen, und griff, wo dieses immer geschehen konnte, nach den inzwischen in Italien gedruckten Ausgaben, da Handschriften sowie Drucke in Deutschland selten waren. Dadurch wurde aber die in Italien nach handschriftlichen Vorlagen zum Druck angewendete und bereits

vielfach verbesserte römische Schrift, die Antiqua, bekannt und nachgeahmt. Der erste, welcher mit dieser sogenannten venetianischen Schrift druckte, war der Augsburger Drucker G ü n t h e r Z a i n e r (1468—1475), aus dessen Officin mit diesen der römischen Schrift nachgeschnittenen Typen 1472 Isidori junioris Hispalensis episcopi Liber de responsione mundi et astrorum ordinatione hervorging, dem bald andere ähnliche Drucke folgten. Die Schrift vermochte indeß ihr Vorbild nicht zu erreichen und bedurfte, wenn sie hinter der inzwischen sehr verbesserten Fracturschrift nicht wieder verschwinden sollte, eine sorgsame Fortbildung, die ihr auch durch den Straßburger Drucker J o h a n n M e n t e l i n (1473—1478) wurde, welcher ihr einen festen Boden in Deutschland schuf. Die nächst folgende Generation begnügte sich mit dem Geleifteten oder copirte die Schriften der Drucker Dporius und Frobenius, bis man endlich im siebenzehnten Jahrhundert, namentlich durch die Schönheit der holländischen Drucke veranlaßt, holländische Matrizen verschrieb. Die Ehrhardtsche Druckerei in Leipzig war eine der ersten, welche solche Typen aus Amsterdam erhielt. Erst später traten wieder selbständige Arbeiten auf, und zwar zuerst von Nürnberger Künstlern, welche sich indeß noch nicht von den holländischen Mustern loszusagen vermochten. Dies blieb der neuesten Zeit vorbehalten, der es auch gelang, eine schöne Antiqua in Deutschland herzustellen.

Immer wurde aber die Antiqua nur zum Druck von lateinischen, französischen u. Werken angewendet, während in deutscher Sprache geschriebene Bücher nur mit Fracturschrift gedruckt wurden. Nicht also bloß die Schriften von Luther, Hutten, Spengler, Paul Speratus, Weiße, Alberus, Sachs, Nicolaus Hermann, Fischart, Kollenhagen, Johann Agricola und Anderen, sondern auch jene der wenigen Gelehrten des sechszehnten Jahrhunderts, welche überhaupt in deutscher Sprache schrieben z. B. der Geschichtschreiber und Chronisten Aventinus, Sebastian Frank, Thomas Kanzow, Aegidius Tschudi u. a., des Geographen Sebastian Münster, der Theologen Matthesius, Zwingli, Johann Arndt u. s. w. sind mit Fracturschrift gedruckt. Ebenso war es, trotz der nun immer mehr überhand nehmenden Fremdwörter und dadurch entstandenen Sprachmischung, die auch die Gelehrten anreizte, immer mehr lateinische Wörter dem Deutschen einzuverleiben, im siebenzehnten Jahrhundert, nur daß man die Lächerlichkeit beging, mitten in der Fracturschrift die fremden Wörter, mögen es neue lateinische oder französische sein, mit Antiqua setzen zu lassen: z. B. „die Herren Medici waren um und um mit jungen Herren Practicanten und Doctoranten umgeben, welche in dem ihren cursum medicinae absolvirten und zu Doctoren wurden u.“ — so schreibt Moscherosch, ein Mann, der doch die Fremdländerei und Sprachmengererei aus Herzens Grunde haßte und verabscheute. Ja man ging gleichzeitig in der Geschmacklosigkeit so weit, daß man, wie aus dem angeführten Beispiel

ersichtlich, sogar in einem und demselben Worte den deutschen und fremden Theil durch verschiedenen Druck unterschied. Man findet ebenso constituiren, dividiren, motiviren u. s. w., ein Unfug, der erst im achtzehnten Jahrhunderte aufhörte, in welchem man aber daneben anfang, deutsche Werke ganz mit lateinischen Buchstaben zu drucken. Anfänglich war dieser Gebrauch auf gelehrte Werke beschränkt, bald drang er aber auch in die Werke der schönen Literatur ein, wozu am meisten die Geistes- und Geschmacks-tyrannie beitrug, welche damals Frankreich ausübte.

Es waren eigentlich nicht die lateinischen Buchstaben, welche man in Werken für das Volk allmählig gebrauchte, als vielmehr die französischen, also nicht ein verbesserter Kunstgeschmack hat unsere Ahnen zur Annahme der lateinischen Buchstaben bewogen, sondern vielmehr die unglückselige Fremdländerei der damaligen Zeit. Am verbreitetsten war daher auch dieser Gebrauch in jenen Gegenden Deutschlands, welche vollständig unter geistige und politische Oberherrlichkeit Frankreichs gekommen waren. Die lateinische Schrift wurde deshalb in demselben Maße seltener, in dem die Fremdländerei zurückging und das nationale Bewußtsein erstarkte. In den Zeiten der Freiheitskriege war der lateinische Druck, den man kaum zwei Decennien vorher allgemein anzunehmen gerathen hatte, fast ganz außer Gebrauch gekommen. Seitdem hat er wieder einigen Boden gewonnen, namentlich in philologischen, medicinischen und naturwissenschaftlichen Werken, bei denen er nicht zu unterschätzende Vorzüge besitzt. Denn abgesehen davon, daß in diesen Wissenschaften viele der lateinischen Sprache entnommene Kunstausdrücke vorkommen, bringen die Citate aus lateinisch geschriebenen Schriften den deutschen Druck durch Störung seiner Einheit um die Schönheit.

Hier war es Jacob Grimm, der, obwohl er seine ersten Werke selbst mit Fracturschrift drucken ließ, ja, wenn wir uns recht erinnern, bei Gelegenheit einmal sogar gegen den Gebrauch des fremden lateinischen Druckes eiferte, den lateinischen Typen Bahn brach, die seitdem auch nicht nur von seinen unmittelbaren und mittelbaren Schülern, sondern auch von den Bearbeitern anderer sprachwissenschaftlicher Gebiete ausschließlich angewendet werden. Auch in verwandten Disciplinen hat sich der durch eine solche Autorität begründete Gebrauch rasch eingebürgert.

Es ist bekannt, daß die Schrift bis zum fünfzehnten Jahrhundert große Anfangsbuchstaben nur zuweilen bei Eigennamen und am Anfange der Abschnitte zc. kennt. Dasselbe war bei den die Handschriften ersetzenden ersten Drucken der Fall. Günther Zainer von Augsburg z. B., Johann Zainer von Ulm, Johann Bämler in Augsburg und Mentelin in Straßburg kennen nur kleine Buchstaben, was auch noch am Anfange des sechszehnten Jahrhunderts z. B. bei Thomas Murner der Fall ist. Auch in der 1522 erschienenen Uebersetzung des Neuen Testaments von Luther finden sich keine

großen Anfangsbuchstaben der Substantiva, obwohl sie in anderen gleichzeitigen Schriften schon vereinzelt gebraucht werden. Hans Sachs, Pamphilus Gengenbach wenden sie schon theilweise bei Substantiven, desgleichen aber auch bei anderen Wörtern an, auf welche sie Nachdruck legen wollen, wozu sie auch Luther in der Uebersetzung der ganzen Bibel 1534 und noch mehr 1545 gebraucht. Die großen Buchstaben vertraten also damals gewissermaßen die Stelle des Unterstreichens in der Schrift oder unseres heutigen gesperrten (durchschossenen) oder cursiven Druckes, zu welchem Zwecke sie gleichzeitig auch in Frankreich und England angewendet wurden. Während man aber dort diesen Gebrauch allmählig wieder einschränkte und endlich große Buchstaben nur bei Eigennamen und am Anfange der Sätze zuließ, nahmen in Deutschland die Versalien jedes Jahrzehnt mehr überhand und wurden bald bei allen Substantiven angewendet, wozu unzweifelhaft die Ansicht beitrug, daß das Substantivum das bedeutungsvollste Wort im Satze sei, das „Hauptwort“. Zwar stellte noch 1663 Georg Schottel in dem Werke: „Ausführliche Arbeit von der deutschen Hauptsprache“ die Regel auf: „Alle eigenen Nennwörter (nomina propria) und sonst diejenigen, welche einen sonderbaren Nachdruck bedeuten, als Titel, die Tauf- und Zunamen, die Namen der Länder, der Städte, Dörfer, der Völker, der Beamten, der Festtage zc., dann auch die, so auf einen Punkt folgen, werden am Anfange mit einem großen Buchstaben geschrieben“, indem er in einer Anmerkung beisetzt: „Es befundt sich zwar, daß Trüffere (Drucker) fast alle selbständige Nennwörter pflegen mit einem großen Buchstaben am Anfange zu setzen, es ist aber solches eine freie, veränderliche Gewohnheit bishero gewesen und Jedem, wie ers hat wollen machen ungetadelt freigestanden, soll aber billig hierin eine grundsätzliche Gewißheit inhalts angezogener Regel beobachtet werden.“ Trotzdem schrieb er aber alle Substantiva mit großen Anfangsbuchstaben, und im Jahre 1709 konnte J. Bödiker in seiner Grammatik die Regel aufstellen, daß alle Substantiva und was an deren Statt gebraucht wird, mit einem großen Anfangsbuchstaben geschrieben werden müssen. Aber zu allen Zeiten haben sich Einzelne gegen diesen Mißbrauch entweder erklärt (z. B. 1817 ein Ungenannter in dem Allgemeinen Anzeiger der Deutschen, in demselben Jahre Fr. Schubert in einem selbständigen kleinen Werkchen zc.), oder denselben wenigstens nicht angenommen. Trotz des am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts bereits feststehenden Gebrauchs wurden die meisten gleichzeitigen Bibeln ohne große Buchstaben gedruckt, was auch in den meisten Schriften von Christian Weiße sowie in einigen von Brockes und Hofmannswaldau der Fall ist. Im achtzehnten Jahrhundert ließ, um nur einige der bedeutendsten anzuführen, Wieland seine kleineren pro-

Grenzboten IV. 1869.

fälschen Schriften (1785), seine neuen Göttergespräche (1791). Woß seine Uebersetzung des Homer ohne große Anfangsbuchstaben drucken, und im neunzehnten Jahrhundert endlich begegnet uns eine ganze Reihe von Männern, freilich nur Gelehrte und Professoren, welche dieser unserer allgemeinen Schreibweise nicht huldigen. Obenan unter denselben steht wieder Jacob Grimm, der in seinen ersten Werken wohl auch große Buchstaben anwendete, sich später aber von denselben lössagte.

Ob sich später auch noch andere zur Annahme dieser Neuerung bequemen werden, ist abzuwarten, darf aber um so mehr bezweifelt werden, als selbst Einige von jenen, welche anfänglich diesen Gebrauch adoptirt hatten, von demselben bereits wieder zurückgekommen sind. Zwar sagt Grimm ganz richtig: „Hat nur ein einziges Geschlecht der neuen Schreibweise sich bequemt, so wird im nachfolgenden kein Hahn nach der alten krähen“ — er hat aber nicht die Mittel angegeben, durch welche eine Generation vermocht werden könnte, ihre gewohnte Schreibweise fallen zu lassen.

Wir bekennen auch hierin durchaus conservative Neigungen. Wir sind der Meinung, daß uns die großen Lettern das Lesen durch die Haltpunkte, welche sie dem Auge gewähren, allerdings ein wenig erleichtern; wir würden nicht zu ihrer Einführung rathen, wenn sie nicht bereits in Gebrauch wären, halten es aber für unnöthig, dagegen zu eifern, und sind geneigt, sie unter die *Adiaphora* zu rechnen, bei denen es Jeder halten kann, wie er will. Nicht ganz so gleichgiltig läßt uns der Gebrauch einiger namhafter Gelehrter, auch nach größerem Redeabsatz und Punkt den großen Buchstaben vorzuenthalten. Denn die Einförmigkeit macht wirklich das Lesen unbequemer. Und wir meinen, dergleichen harmlose Bräuche unserer Schrift sind wie das Hutabnehmen auf der Straße und die Verbeugung bei einem Besuch, kleine gesellschaftliche Artigkeiten, denen man sich nicht entziehen soll, am allerwenigstens aus Gründen höherer Einsicht und aus einem stolzen Purismus.

Neue Märchen-Forschungen.

G. Gerland, Altgriechische Märchen in der Odyssee. Magdeburg 1869.

Gibt es ein Gebiet literarhistorischer Forschung, das vorzugsweise von Deutschen cultivirt worden, so ist es das der Märchenpoesie. Die Gebrüder Grimm haben nicht nur die Sammlung von Volksmärchen für alle Theile der Erde zuerst in Anregung gebracht, sie haben auch mit Staunenswerther